



# Freie Forschung und ihre Lehre – Immer noch zeitgemäß?

Andreas Mauracher, Stefan E. Huber

**Freie Forschung und ihre Lehre.** Heute noch zeitgemäß oder ein lange überholtes Ideal? Überhaupt ein Ideal oder im Informationszeitalter mehr denn je eine unberechenbare Gefahr? Oder Gesellschaftsutopie, bei der schon deren früheste Verfechter aufs Kläglichste scheitern mussten?<sup>1</sup>

Als „Grundbegriffe unserer Bildungslandschaft“ bezeichnet Claudia Rapp – Professorin für Byzantinistik an der Universität Wien und FWF-Wittgensteinpreisträgerin – die „Freiheit der Wissenschaft und die Autonomie der Universitäten“ in der letzten Ausgabe des Wissenschaftsmagazins Heureka aus dem Falter Verlag;<sup>2</sup> und ferner als Grundbegriffe, „über die nur nachgedacht wird, wenn neue Interpretationen den Status quo infrage stellen.“

Das Fest der Wissenschaft wollen wir nun auch als Gelegenheit nutzen, um sich auch wieder auf diese Grundbegriffe zu besinnen, indem wir einige der Perspektiven, die sich auf die Freiheit von Wissenschaft, Forschung und ihrer Lehre beziehen bzw. diese konzeptuell hinterlegen, zumindest in ihren Grundzügen zu skizzieren. Ganz dem universitären Bildungsauftrag entsprechend möchten wir dazu einladen sich von der Angemessenheit jener Gedankengänge aber letztlich selbst ein Bild zu machen.

**Eine humanistische Idee zur Bildung.** Die erste dieser Perspektiven ist jene des humanistischen Standpunkts. „Humanistische Bildung – und eine andere gibt es nicht“ schreibt Konrad Paul Liessmann in seiner „Theorie der Unbildung“.<sup>3</sup> Ein Gedankengang, der die Legitimität einer humanistischen Fundierung freier Forschung und ihrer Lehre, und damit von Universität als Einrichtung zur Bildung skizzieren soll, soll hier nun kurz vollzogen werden.

Unseren Ausgangspunkt nehmen wir hierfür bei vier humanistischen Grundeinsichten, die sich auf der Ebene der *Conditio humana* selbst begründen lassen:<sup>4</sup>

- (1) Die prinzipiell gleiche Verletzlichkeit und Schutzbedürftigkeit aller Menschen und damit der dementsprechende individuelle Anspruch auf Respekt und Schutz von Identität, Integrität und Würde.
- (2) Die Fähigkeit, sich gedanklich in andere Menschen zu versetzen.
- (3) Die sich daraus erschließende Gegenseitigkeit legitimer moralischer Ansprüche.
- (4) Die Verallgemeinerbarkeit dieser Gegenseitigkeit (Universalisierungsprinzip).

**Der humanistische Standpunkt** (oder auch der moralische Standpunkt) lässt sich nun mit dem *guten Willen* beschreiben, der als vernünftig jene Handlungen bezeichnet, die die unantastbare Würde jeder Beteiligten Person vor allem anderen bewahren wollen. Oder in der berühmten Formulierung Immanuel Kants:<sup>5</sup> „Handle so, dass du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest.“ Im Zentrum steht also die Person als autonomes, willensfreies Subjekt. Jedoch stellt sich sofort die Frage, wie denn die einzelne Autonomie, die einzelne Würde überhaupt in dieser Form bewahrt werden kann. Lesen wir hierzu weiter mit Kant:<sup>5</sup> „Wir dürfen uns dann nicht «eines anderen Menschen» als Mittel für unsere Zwecke «bedienen», wenn dieser (als autonomes Subjekt) «unmöglich in meine Art gegen ihn zu verfahren, einstimmen» kann.“

Da nun die Möglichkeit autonom, d. h. aus freien Stücken, überhaupt zu einem Urteil kommen zu können, voraussetzt, Bewusstheit über die mannigfaltigen Einflussfaktoren erlangen zu können, handelt es sich aus humanistischer Sicht bei freier Forschung und ihrer Lehre weniger um ein gutes Recht als um eine moralische Pflicht.

**Jenseits von Gut und Böse?** Der humanistische Standpunkt kann also relativ wenig mit einer Auffassung von Wissenschaft anfangen, die sich rein deskriptiv versteht, also prinzipiell nichts darüber aussagen soll (!) wie etwas sein soll, sondern sich wertfrei darauf beschränken will zu formulieren, wie etwas ist oder sein kann.

Eine Idee von Wissenschaft und Forschung, wie sie bizarrer Weise immer wieder durch so manche Köpfe geistert, die sich nun gerade als frei im Sinne von „außermoralisch“ versteht, verliert gerade dadurch ihre soziale, eben moralische Legitimation und verkehrt sich nur allzu leicht von einer emanzipativen, gesellschaftlichen Kraft geradezu in ihr Gegenteil einer entmenslichenden instrumentellen Vernunft im Sinne Horkheimers und Adornos oder einer manipulativen Intelligenz im Sinne Fromms.<sup>6</sup> Dass dies nicht minder für die reinsten Formen einer Naturwissenschaft gilt, zeigt sich alleine schon dadurch, dass es sich auch bei derselben immer schon um eine gesellschaftlich eingebettete Form sozialer Praxis handelt.<sup>7</sup> Oder mit Joseph Weizenbaum gesprochen:<sup>8</sup> „Ich plädiere für den rationalen Einsatz von Naturwissenschaft und Technik, nicht für deren Mystifikation und erst recht nicht für deren Preisgabe. Ich fordere die Einführung eines ethischen Denkens in die naturwissenschaftliche Planung. Ich bekämpfe den Imperialismus der instrumentellen Vernunft, nicht die Vernunft an sich.“

Mahnend erinnern in diesem Zusammenhang auch die Worte eines Otto Hahn fünf Jahre nach dem zweiten Weltkrieg an die Gefahren einer amoralisch verstandenen Freiheit von Forschung:<sup>9</sup> „Wir sollten daraus lernen, dass auch die größten technischen Leistungen, die größte sogenannte ‘Tüchtigkeit’, der Glaube, dass man alles tun kann, wenn es nur Erfolg verspricht, dass dies nicht die richtige Weltanschauung sein kann. Wir müssen wieder Ehrfurcht vor dem Menschenleben haben“; und „es kann nicht Sinn einer Weltordnung sein, dass, was eine jahrtausendelange Entwicklung dem Menschen in die Hand gegeben hat, dazu zu verwenden, den Menschen selbst wieder zu vernichten.“ Vom humanistischen Standpunkt ist jedenfalls klar festzustellen: Wenn freie Forschung und ihre Lehre sich nicht selbst, autonom als humanistische, intrinsisch moralische Praxis erkennt und positioniert – und in diesem Sinne tut, was sie kann, weil sie will, was sie soll – dann bleibt kritisch zu hinterfragen, welche Bedeutung sich in allen drei Begriffen verbirgt oder verborgen werden soll.

**Vom Nutzen nutzlosen Wissens.** Wissenschaftliche Erkenntnisse, Entdeckungen, Erfindungen entziehen sich sowohl der Vorhersagbarkeit als auch der Planbarkeit. Innovation fällt natürlicherweise aus dem Rahmen und die Projektfähigkeit moderner Forschungstätigkeit, die oftmals versucht mit absehbaren (technischen) Anwendungsmöglichkeiten zu werben und auf absehbaren wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Nutzen abzielen will, erscheint daher bereits von vornherein fragwürdig.<sup>10,11</sup>

In einem mittlerweile bald 80 Jahre alten und nichtsdestoweniger lesenswerten Artikel geht Abraham Flexner dem Nutzen vermeintlich nutzlosen Wissens auf die Spur.<sup>10</sup> Beispiele lassen sich dafür viele finden:<sup>11</sup> Kein GPS ohne Einsteins Allgemeine Relativitätstheorie. Die Zufallsentdeckungen: Röntgenstrahlung, Penicillin, Seide, die Mikrowelle etc. Die Entschlüsselung der Doppelhelixstruktur der DNS durch Watson, Crick, Wilkins und Franklin. Die ersten Laser, die als „solution in search of a problem“ bezeichnet wurden. Paul Diracs Vorhersage der Antimaterie, die zu jener Zeit (1927) schwerlich als etwas anderes als eine

nutzlose, naturwissenschaftliche Kuriosität ohne jede praktische Verwertbarkeit gesehen werden konnten; nichtsdestoweniger wird heute u.a. Positronen-Emissions-Tomographie in jedem größeren Krankenhaus zur Frühdiagnose von Krebs verwendet. Die Liste ließe sich wohl noch lange fortsetzen: die Entdeckung der Elektrizität durch Faraday; das chemische Phänomen der Katalyse und dessen unbezweifelbare volkswirtschaftliche Bedeutung.

Für Flexner ist klar:<sup>10</sup> „We make ourselves no promises, but we cherish the hope that the unobstructed pursuit of useless knowledge will prove to have consequences in the future as in the past.“ Und ein Blick in die Geschichte zeigt, dass diese Hoffnung, dass sich Wissenschaft auch „rechnet“ durchaus berechtigt erscheint.<sup>10</sup> Aber „not for a moment, however, do we defend the Institute [als Institution freier Forschung und ihrer Lehre in Einheit] on that ground.“ Offensichtlich geht es um mehr als eine Geldanlage.

In seinem Kommentar zu Flexners Artikel kommt Helmut Schwarz – Professor für Chemie an der Technischen Universität Berlin und bis 2017 Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung –

daher zum Schluss, dass über den Stellenwert von Grundlagenforschung als öffentliches Gut kein Zweifel bestehen kann, dass selbige, früher oder später, weitere Entdeckungen, Erfindungen und Anwendungen hervorbringen wird, die der Gesellschaft dienlich sein können und dass darum Förderung von Wissenschaft und Forschung auch Sache der Öffentlichkeit bleiben muss. explizit spricht sich Schwarz gegen eine Unterwerfung von Forschung unter ökonomische Regeln kurzfristiger Profitmaximierung oder Überlegungen eines politischen Opportunismus aus.<sup>11</sup> „Grundlagenforschung ist – wie das Schreiben einer Oper – allem voran eine kulturelle Unternehmung, kein Luxus, und mit Sicherheit von essentieller Bedeutung. Forschungsförderung braucht Geduld und Beharrlichkeit.“<sup>11</sup> Und ferner „hängen die Träume und Hoffnungen einer Gesellschaft von den Entwicklungsmöglichkeiten, dem Raum und den kreativen Möglichkeiten, die sie ihren jungen Mitgliedern bieten kann, ab“ und in Hinsicht auf die Zukunft – mit ihren Herausforderungen und Problemen – erscheint Schwarz „der Enthusiasmus der jungen Leute [als] die sicherste Währung, über die wir verfügen.“<sup>11</sup>

**Jenseits des Kosten-Nutzen-Kalküls?** Die Rede- wendung vom Nutzen nutzlosen Wissens verbleibt jedoch nach wie vor im konzeptuellen Rahmen eines Kosten-Nutzen-Kalküls. Ganz anders tönen da Konrad Paul Liessmanns abschließende Worte in seinem Buch zur „Praxis der Unbildung“:<sup>12</sup> „Nützlichkeit bedeutet immer: Sein für ein Anderes. Es verwehrt uns jedes Für-Sich-Sein. Damit nimmt man jungen Menschen nicht nur die Chance, sich der Erfahrung des Schönen hingeben, sondern auch die Möglichkeit, sich und andere in ihrem Eigenwert wahrnehmen zu können.“

Dass eine Gesellschaft, die alles unter dem Aspekt der unmittelbaren Brauchbarkeit, Anwendbarkeit und Nützlichkeit sieht, in einem ökonomischen Sinn erfolgreich sein kann, muss gar nicht bezweifelt werden; dass eine solche Gesellschaft, die die Muße und die Museen nicht mehr kennt, die das Schöne nur mehr unter dem Aspekt der Umwegrentabilität und die Wahrheit nur mehr als Standortvorteil ins Auge fassen kann, eine arme Gesellschaft sein wird, scheint ebenso gewiss. Das Zurückdrängen jeder Form von musischer Bildung und Erziehung in unseren öffentlichen Bildungseinrichtungen hat offenbar

damit zu tun, dass wir Probleme mit Freiheitspotentialen haben, dass wir prinzipiell Schwierigkeiten damit haben, uns und unseren Kindern die Zeit und Möglichkeit zu geben, Dinge um ihrer selbst willen wahrzunehmen und zu beachten. Gegenwärtig hat nur Wert, was materiell unmittelbar verwertbar ist, und den Museen geben wir nur eine Chance, wenn sie wenigstens irgendeine Form der Dienstbarkeit unter Beweis stellen können. Die Töchter der Mnemosyne aber sind keine Sklavinnen. In der konsequenten Ausrichtung auf gesellschaftlichen und ökonomischen Nutzen zeigt sich die Praxis der Unbildung in ihrer barbarischen Gestalt.“

Und ferner:<sup>12</sup> „Der Zusammenhang zwischen Bildung und Autonomie machte immer den eigentlichen politischen Kern der neuhumanistischen Bildungsidee aus. Die Forderung, dass allen Menschen zumindest der Zugang zur Bildung möglich gemacht werden müsse, hat nicht nur den Gedanken zur Voraussetzung, dass man ohne bestimmte Kenntnisse und Fähigkeiten im Wettbewerb nicht bestehen kann; mindestens so wichtig ist, dass nur eine Bildungsidee, die daran festhält, dass etwas um seiner selbst willen geschätzt und geachtet werden kann, die Voraus-

setzung für eine wechselseitige Anerkennung des Menschen in Würde ist. Solch eine Haltung allein erlaubt die Erfahrung des Schönen. Ein Bildungsbegriff, der sich ganz an der Idee des Nützlichkeits orientiert, vergisst, dass Menschsein mehr bedeutet, als beschäftigungsfähig zu sein. Und ein Bildungsbegriff, der das Schöne instrumentalisiert, um den jungen Menschen die Orientierung in einer reizüberfluteten Welt zu erleichtern und ihnen Wettbewerbsvorteile einzuräumen, bringt eben diese Menschen um das Wunderbarste, zu dem Menschen fähig sind: die Hervorbringung und Wahrnehmung des Schönen um seiner selbst willen. Solches aber steht quer zu aller strategischen und didaktischen Funktionalisierung. Der Mut, die Großzügigkeit, die Souveränität und die Humanität einer Gesellschaft ließen sich daran ablesen, welchen Stellenwert sie den Museen in ihrer bildungspolitischen Programmatik, in den Curricula und in ihrem pädagogischen und akademischen Handeln tatsächlich noch einräumt. Die allgegenwärtige Praxis der Unbildung zeigt, dass wir feige, kleinlich, getrieben, beschränkt und unmenschlich geworden sind. Anders wäre es besser.“

So offenbaren sich hier zu guter Letzt auch Synergien zwischen den musischen Domänen und jenen der auch „nicht-verwertbaren“, „anwendungslosen“, „bloßen“, „reinen“ Grundlagenforschung (von einem Higgs-Boson kann auch niemand herunterbeißen und mit Laser-Kühlung kommt man dem Klimawandel auch nicht wirklich bei). Denn es bemerkte bereits Erich Fromm:<sup>13</sup> „jede echte Kunst wie auch jede Wissenschaft deckt – wenn auch mit anderen Mittel (sic!) – die Wahrheit auf und verschleiert sie nicht.“

Hier zeigt sich schließlich dann noch einmal eindrücklich, gerade aufgrund ihrer Widerspenstigkeit und Unberechenbarkeit, das emanzipative Potential freier Forschung und ihrer Lehre als gesellschaftlicher Schutzfaktor gegen eine Indienstnahme menschlicher Gemeinschaften durch Ideologien welcher Art auch immer. Dieser Nutzen bleibt aber wohl schwerlich zu bemessen. Über den griechischen Gott Dionysos schrieb Hölderlin: „Nah ist und schwer zu fassen der Gott.“ Vielleicht ist es am Ende ja doch kein Zufall, dass Prometheus gerade die Asche des Zagreus in den Lehm gemischt haben soll, aus dem er dem Mythos nach den Menschen formte.

<sup>1</sup> Diesbezüglich erhellend ist beispielsweise der kurze historische Abriss der bildungspolitischen Bemühungen eines Wilhelm von Humboldt in Gerhard Lauers Nachwort zu Wilhelm von Humboldt (2017), „Schriften zur Bildung“, Stuttgart: Reclam.

<sup>2</sup> Claudia Rapp, „Zur Freiheit der Wissenschaft“, Gastkommentar in Heureka 2/19, Falter 21/19, S. 3. Beim Wittgensteinpreis handelt es sich um den höchstdotierten Wissenschaftspreis, der in Österreich verliehen wird.

<sup>3</sup> Konrad P. Liessmann (2017), „Theorie der Unbildung“, München: Piper. S. 57.

<sup>4</sup> Wir folgen hier der Darstellung bei Peter Ulrich (2016), „Integrative Wirtschaftsethik. Grundlagen einer lebensdienlichen Ökonomie“, Bern: Haupt. Die sogenannte *Conditio humana* meint die Bedingungen des Menschseins, bezieht sich also auf die Frage „Was macht den Menschen überhaupt erst zum Menschen?“ und wird hier durchaus aus kultur-anthropologischer Perspektive problematisiert.

<sup>5</sup> Siehe Immanuel Kant (1986), „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“, Stuttgart: Reclam. S. 65. Sowie Peter Ulrich (2016), „Integrative Wirtschaftsethik. Grundlagen einer lebensdienlichen Ökonomie“, Bern: Haupt. S. 74-75.

<sup>6</sup> Exemplarisch seien hier genannt: Max Horkheimer (2007), „Zur Kritik der instrumentellen Vernunft“, Frankfurt am Main: S. Fischer. Max Horkheimer & Theodor W. Adorno (1988), „Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente“, Frankfurt am Main: S. Fischer. Erich Fromm (2016), „Pathologie der Normalität“, Leck: Ullstein.

<sup>7</sup> Dies kann spätestens seit Thomas S. Kuhns „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ als Allgemeinwissen betrachtet werden, siehe Thomas S. Kuhn (1996), „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“, Frankfurt am Main: Suhrkamp. In diesem Zusammenhang aber könnte durchaus auch interessieren: Jürgen Habermas (2017), „Technik und Wissenschaft als ›Ideologie‹“, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

<sup>8</sup> Joseph Weizenbaum (2018), „Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft“, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

<sup>9</sup> zitiert nach [https://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Otto\\_Hahn#cite\\_note-70](https://austria-forum.org/af/AustriaWiki/Otto_Hahn#cite_note-70) sowie [https://www.ndr.de/kultur/geschichte/koepfe/ottohahn122\\_p-14.html](https://www.ndr.de/kultur/geschichte/koepfe/ottohahn122_p-14.html) (jeweils abgerufen am 8.6.2019); ebenfalls interessieren könnten zur Thematik diverse Arbeiten von Günther Anders und Hannah Arendt, eine Einführung zu beiden findet sich bei Konrad P. Liessmann (2003), „Die großen Philosophen und ihre Probleme“, Wien: Facultas.

<sup>10</sup> Abraham Flexner (1939), The Usefulness of Useless Knowledge. Harpers, 544-552. Zur Fragwürdigkeit projektförmiger Forschungsorganisation siehe u.a. Matthes, J. (1988). Projekte – nein, danke? Eine (un)zeitgemäße Betrachtung. Zeitschrift für Soziologie, 17(6), 465-473.

<sup>11</sup> Helmut Schwarz (2017). On the usefulness of useless knowledge. Nature Reviews Chemistry, 1, 1.

<sup>12</sup> Konrad P. Liessmann (2017), „Geisterstunde: Die Praxis der Unbildung“, München: Piper. S. 179-181. Dafür, dass es auch anders geht, siehe z.B. die Ausstellung (an der SOWI Ibk) „Forschung in Bewegung“, siehe <https://www.uibk.ac.at/newsroom/dossiers/forschung-in-bewegung/>

<sup>13</sup> Erich Fromm (2016), „Pathologie der Normalität“, Leck: Ullstein. S. 185.